

## **Chika Aruga und die Schönheit eines japanischen Gartens**

Der holländische Maler Vincent van Gogh traf zu Beginn des Jahres 1888 die wohl folgenschwerste Entscheidung seines Lebens. Das Umfeld großer französischer Künstler, die das Bild einer ganzen Epoche prägten und deren Nähe er im Jahr zuvor gesucht hatte, wollte er umgehend wieder verlassen, weil es ihn überforderte, demütigte und ausgrenzte. Als schwerwiegende Alternative blieb, in eine grausame Einsamkeit zurückzukehren, um nicht seine eigene Kunst ständig an der anderer messen zu müssen. Er verließ ein Milieu angespannter Produktivität unter Gleichgesinnten und betrat es niemals wieder. Was gab ihm dazu die Kraft? Ein Bild von Japan!

So brach er im Februar 1888 aus Paris in die Provence auf und suchte unter südlichem Himmel die leuchtenden Bilder der japanischen Kunst. Bereits am Tag nach seiner Ankunft in Arles schwärmte er seinem Bruder Theo von den überwältigenden Eindrücken: „Ich habe wundervolles rotes Gelände bemerkt, mit Weinstöcken bepflanzt, als Hintergrund Berge von zartestem Lila. Und die Landschaften im Schnee mit den weißen Berggipfeln gegen einen Himmel, ebenso leuchtend wie der Schnee - das war wie die Winterlandschaft der Japaner.“ (Vincent an Theo van Gogh, 21.2.1888, Br. 463)

Innerhalb der folgenden zehn Tage malte er zehnfach den provenzalischen Frühling in den Farben japanischer Kirschblüten unter lichtblauem Himmel. „Ich glaube an die absolute Notwendigkeit einer neuen Kunst der Farbe und der Zeichnung und - des künstlerischen Lebens.“ (Br. 468)

Ohne die Vorbilder aus Japan wäre diese neue Kunst, in jenen Tagen geboren, nicht zu denken. Alle europäischen Größen hatten davon gezehrt, Manet, Monet, Munch, Gauguin und Toulouse-Lautrec, aber niemand folgte so konsequent den flächigen ostasiatischen Farbräumen wie van Gogh, der so weit ging, Hiroshiges Holzschnitte wie ein Eleve sorgsam in die Sprache seiner Malerei zu übersetzen.

Seit 150 Jahren zehrt die abendländische Kultur von der Parallelwelt japanischer Kunst, die sich nie in einer Ergebenheit oder Verpflichtung gegenüber der Wirklichkeit sah, die von ihrer Tradition nicht abwich, niemals prosaisch beschrieb, was das Auge in der Natur erblickte, sondern die Phänomene stilisierte und in lesbare Chiffren übersetzte: klar, einfach und von einer schwebenden Leichtigkeit in der Verschmelzung von Linien und Farben erfüllt. Van Goghs neue „Kunst der Farbe und der Zeichnung“: hier gab es sie bereits!

Aus dieser für uns Europäer immer noch verschlüsselten wie faszinierenden japanischen Kultur kommt Chika Aruga, mit ihrer Malerei, die das Risiko des Übertritts in den europäischen Kulturraum suchte. In der Theorie mag ein Grenzgang zwischen Kulturen wenig ertragreich erscheinen, weil die Frage der Identität immer schwer zu beantworten bleibt. Aber vielleicht stellt sich diese Frage nicht für jemanden, dem es leicht fällt, sich in seiner künstlerischen Haltung zu öffnen und neue Räume mit neuen Erfahrungen zu betreten. Van Gogh war ein solcher Schritt leicht gefallen, und unter dem Leitstern Japan fand seine Malerei in der Provence schließlich ihr unübertroffenes Ziel; „...ich fühle mich hier wie in Japan: weiter brauche ich Dir nichts zu sagen.“ (Br. 469)

Chika Aruga, 1975 in Nagano geboren, wuchs mit der Kunst auf. Ihr Vater ist ein geachteter Künstler und hat von früh an ihre Wahrnehmung geprägt,

was keineswegs bedeutet, dass sie in diesem Metier seinen Spuren folgen wollte. Eben weil das Künstlerische immer zu ihrem Alltag, zu ihrer Erfahrungswelt gehörte, war es eine natürliche Reaktion, etwas ganz anderes zu suchen. Doch einem solchen Vorsatz folgte sie nicht, was weniger auf den eigenen Vater als auf Einflüsse von dritter Seite zurückzuführen ist.

Ihr Vater Yoshinobu Aruga hat aus autodidaktischen Anfängen eine ganz eigene malerische Form entwickelt, die auf einer hohen Stufe der Abstraktion stereometrische farbige Körper aus der Fläche entstehen lässt, welche ganz funktional erscheinen, aber nur als ästhetische plastische Gebilde auf der Leinwand existieren. Dieser für uns mit der europäischen Op-Art der 1960er Jahre verwandt erscheinende Gestus des Malens ist für Aruga ungleich komplexer, weil die Entstehung eines Werkes wie ein meditativer Akt anmutet, bei welchem sich der Maler in einem ungestörten Dialog mit den Farben befindet, die er aus reinen Tönen auf der Maloberfläche mischt und durch langsames und immer wiederholtes Vertreiben verteilt, bis aus dieser unmissverständlich plastische Formen hervortreten. Das Magische dieses Vorgangs hat seine Tochter Chika, die das Atelier des Vaters nur selten betreten durfte, verinnerlicht und in ihre eigene malerische Sprache übersetzt. Auch sie arbeitet heute still und in tiefem Einklang mit ihrem Werk, das in einem sehr konzentrierten und langsamen malerischen Vortrag auf der Leinwand entsteht.

Kollegen des Vaters kamen gelegentlich zu Besuch, auch vor ihnen und ihrer Arbeit hatte Chika Aruga einen so hohen Respekt, dass sie sich nicht in der Versuchung sah, ihr eigenes Leben der Kunst zu widmen. Das änderte sich im Alter von 12 Jahren, als sie in der Schule auf einen Kunstlehrer traf, der ihre Begabung erkannte und sie immer wieder zum

Malen motivieren konnte. Und als sie auf die High-School wechselte, da war es bereits ihr eigener Wunsch, abseits des regulären Unterrichts künstlerisch zu arbeiten. Und so ging sie an den freien Samstagen zu einem Maler ins Atelier, um Privatunterricht zu nehmen. Der Vater sah mit Wohlwollen ihre selbstbewusste Entwicklung, die Mutter, die den Künstlerhaushalt leitete, blieb skeptisch, sofern aus diesem Interesse ein Berufswunsch entstand. Mit 18 Jahren aber war Chika Arugas Wunsch so weit gefestigt, dass sie ein vierjähriges Studium an der Musashino Kunsthochschule in Tokyo aufnahm.

Dieses Studium war in zwei Fachgebiete unterteilt: in die traditionelle japanische Malerei mit Wasserfarben und in die Ölmalerei als dem durch die europäische Kultur vermittelten Verfahren, das Chika Aruga für sich wählte und abschloss. In den ersten beiden Jahren ihrer Ausbildung wurde nach klassischen Regeln das Zeichnen vermittelt, an Stillleben, Porträts und Akten erprobt, um das Spektrum der Techniken und ihrer Ausdrucksmöglichkeiten weit zu fassen. Eine Zeitlang befasste sie sich hier auch mit Temperamalerei und Holzbildhauerei. Im dritten Jahr durften die Schüler ihre Lehrer frei wählen, und sie ging in die Klasse Keiji Usamis, um frei zu arbeiten. Der Ertrag dieser zweijährigen Meisterklasse bestand weniger in einer Weiterentwicklung malerischer Techniken als vielmehr in der Ausprägung einer spirituellen Haltung, die seit jeher mit der japanischen Malerei verbunden ist und sie auch in der Moderne charakterisiert. So konnte sie zum Ende ihrer Studienzeit noch einmal bestätigt finden, was ihr der eigene Vater früh vermittelt hatte: die hohe Konzentration auf das Medium teilt sich in jedem Werk mit, es ist die geistige Seite, die das künstlerische Arbeiten unterfängt und trägt und all das ermöglicht, was sich hinter der bemalten Oberfläche einer Leinwand erstreckt.

Mit einer solchen Haltung - und inspiriert durch Werke eines Matisse, Klee und Kandinsky - setzte Chika Aruga im Jahr 1999 den mutigen Schritt nach Europa, als diplomierte Künstlerin, die jetzt in einem ganz anderen Kulturraum noch einmal als Schülerin zu lernen unternahm. Dieser Schritt musste zur Folge haben, sich von den eigenen Wurzeln zu lösen, aber er bedeutete auch, das Wesentliche der japanischen Tradition stets und sicher im eigenen Werk zu bewahren und weiterzutragen.

1999 bewarb sie sich an der Kunsthochschule Bremen und nahm ihr zweites Studium der Malerei bei Peter W. Schaefer auf. Dieser berichtet von seiner sehr diszipliniert und unauffällig arbeitenden Schülerin, die sich in eine Ecke des Atelierraums zurückzog und versunken in ihren langsamen malerischen Vortrag war. Es entstanden Bilder von einer farbigen Anmut, die Elemente der japanischen Kunst konserviert, aber diese nach europäischen Mustern neu aufbereitet. Sie führt in ihren Arbeiten stets einen sehr freien Dialog mit den Farben, die sie immer wieder in Lasuren übereinanderlegt, mit reinfarbigem Akkorden durchsetzt, um allmählich aus den abstrakten Formen eine dreidimensionale Wirkung und ein harmonisches Ganzes zu entwickeln. Die farbigen Körper kommunizieren wie Noten und verdichten sich zu einem Klangbild über der transparenten Tiefe. So entstehen Farblandschaften von einer subtilen Leuchtkraft, die an Naturbilder erinnern, wie sie in Europa, aber mehr noch in Japan zu finden sind.

Der Wechsel zwischen den Kontinenten und ihren Kulturen ist mittlerweile zur Natur dieser Malerin geworden, aber sie geht zwischen Vergangenheit und Gegenwart nicht elegant spazieren, sie wechselt nicht beliebig ihre Richtung oder Haltung, um das eine mit dem anderen zu verbinden. Sie gestaltet deren Dialoge mit den Mitteln der bildnerischen Abstraktion auf

hohem künstlerischem Niveau. Das Malen ist ihr wie das Atmen ein ganz natürlicher Vorgang geworden, und aus ihm erwächst eine große poetische Kraft, die von ihren Kompositionen ausstrahlt und ihnen nicht einen Platz zwischen zwei Kulturen zuweist, sondern ihr einen eigenen malerischen Raum öffnet.

In den Titeln ihrer Bilder erinnert Chika Aruga immer auch an den eigenen Weg, den sie als Künstlerin geht: „Der Weg“ (2016), „Die Ferne“ (2016), „Suche nach den Spuren“ (2018), mehrteilige Zyklen von unterschiedlichem Format, aber von einer großen farbigen Nähe und formalen Geschlossenheit. Sie gehen in der Regel von kühlen und transparenten farbigen Nebeln aus, die im Verlauf des malerischen Prozesses von reinfarbigeren Akzenten - als Kontrast und Ergänzung - unterbrochen werden. Diese werden zu Obertönen der Klangbilder, welche sich aus einer bewegten Fülle zarter, behutsam aufeinander abgestimmter Valeurs zusammensetzen und zur Ergänzung eines solchen Kontrastes bedürfen. Helle graphische Bänder, die wie Lichtspuren über den Farbnebeln liegen, geben dem Ganzen zusätzlich eine räumliche Tiefe. Alles scheint hier in Bewegung, nichts ist fixiert, die farbigen Kräfte stoßen aneinander, durchdringen sich, ohne sich zu stören, und das Auge entdeckt immer wieder neue Interaktionen in diesen malerischen Bewegungen, die an ein galaktisches Werden und Vergehen der Materie erinnern - und dann wiederum, in den farbigen Korrespondenzen, an eine japanische Winterlandschaft oder einen blühenden Garten. Chika Aruga ist die Zauberin in diesen farbigen Gärten, die wiederum verzaubern können.

Sie arbeitet unvermindert ruhig und konzentriert, nähert sich über Skizzen und kleine farbige Studien einer Bildidee, entwickelt sie selbstkritisch und stets reflektiert, und sie sucht weitere Schritte eines Werkes über

Farbversuche vorzubereiten: teilweise über fotografische Zwischenaufnahmen, die sie bemalt, aber auch über digitale Experimente am Bildschirm. Ihre Malerei ist nicht das Ergebnis einer spontanen Intuition, der schnellen Niederschrift eines Bildgedankens. Es reift vielmehr durch die konzentrierte Methode seiner Erarbeitung und erreicht so jene Tiefe, die es zu einem unwiderlegbaren visuellen Erlebnis werden lässt.

Wie eine Musikerin baut sie aus Tönen und Akkorden der Farbe ein symphonisches Ganzes, und jedes ihrer Werke bleibt von allen anderen unterschieden, hat eine eigene farbige Atmosphäre und ein ganz eigenes Formenrepertoire. So werden ihre atmosphärischen Farbräume zu Landschaften des Lichts, lyrischen Poesien, die nicht nur als große harmonische Gebilde auftreten, sondern deren Elemente immer wieder auch an etwas Erfahrbares, an eine Impression von Landschaft oder Jahreszeit erinnern, an einen japanischen Garten oder ein Blütenmeer. Und das ist keineswegs zufällig, denn Chika Aruga hat erkannt, wie stark die Erinnerungen an ihre Heimat wirken, während sie im fernen Europa malt und hier ihren persönlichen Reminiszenzen einen allgemeinen und lesbaren ästhetischen Ausdruck verleiht.

Für uns liegt der große Reiz ihrer Werke in deren Transparenz und Leuchtkraft, in den Stimmungsvarianten dieser Werke, in denen Farben wie Schauspieler auf einer Bühne agieren, sich in fortgesetzter Kommunikation miteinander befinden und aus diesen Dialogen einen Raum entstehen lassen, der sich keiner Willkür oder Zufälligkeit, sondern einer überlegten und souveränen malerischen Kompositionskraft verdankt. So werden wir in diesen ganz eigenen malerischen Kosmos hineingezogen, der die Tradition japanischer Kunst mit europäischen Formen verbindet und doch beides ganz einzigartig zu einem neuen poesievollen Ganzen zusammenschließt.

Bernd Küster